

Die Anfänge der Kunst

Autor(en): **Thoma, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Anfänge der Kunst.

Von Hans Thoma.

Meine älteste Erinnerung ist, daß ich in einer Ecke unserer Schwarzwälderstube saß mit einer Schiefertafel und mit einem Griffel; es war noch vor der Zeit, da die Buben Hosen tragen dürfen. Ich machte Striche darauf durcheinander und freute mich daran, daß so etwas in meiner Hand lag, zu machen. Ich lief zur Mutter und zeigte es ihr; die Immergute störte meine Freude nicht, sie sah sich die Sache genau an, machte wohl noch ein paar Striche dazu oder davon und erklärte mir: Das ist ein Haus, das ein Baum, ein Gartenzaun, der Kribskrabs ist der Gockel, der gerade kräht, usw. Sie erzählte wohl auch noch eine Geschichte, was alles in dem Hause vorgehe usw. So lief ich jedesmal mit der Tafel zur Mutter, und sie mußte mir sagen, was ich gemacht hätte. Bald kam auch Wille in mein Gekrizel; ich fügte die Striche zusammen, es wurde etwas daraus, was die Mutter deutlich als ein Schwein erkannte; auch ich sah es, und so war das Schwein meine erste künstlerische Errungenschaft. Bald kam auch der Unterschied zwischen Schwein und Roß zustande, ein großer Fortschritt! Freilich kam der neckisch-kritische Nachbar und erklärte, das sei kein Roß, das sei nur ein Esel, es habe zu lange Ohren — das war die erste böse Kritik, die mich tief gekränkt hat. Es ist halt ein gewaltiger Unterschied zwischen liebend erkennenden Mutteraugen und kritischen Nachbarsaugen. In der Zeit schnitt ich auch aus zusammengelegtem Papier Ornamente aus und freute mich an der Symmetrie, die in vielfacher Art herauskam. Ich saß oft stundenlang damit beschäftigt in einer stillen Ecke. Ein menschenfreundlicher Hausierer kam einmal und war ganz erschrocken, als er das kleine Kind mit der spitzigen Schere sah; er schimpfte und ließ nicht nach, bis man mir die Schere wegnahm; das war hart für mich, und ich heulte.

Als Ende der sechziger Jahre beinahe ein Ausstellungsverbot von einem Kunstverein an mich erging und in den siebziger Jahren meine Bilder regelmäßig von den deutschen Kunstgenossenschaftsausstellungen abgewiesen wurden, war es mir nicht halb so hart.

Holzschnitte in dem Gebetbuch einer Tante, auch der Kalender und besonders die bunten Spielkarten waren meine Kunstbildungsmittel. Der Schuflehub, an dem ein Hündlein hinaufsprang, gefiel mir am besten; diesen „Hündli-

hub“ zeichnete ich auch auf ein Papier mit Bleistift ab und schenkte ihn meinem Vater zum Namenstage. Ich war damals fünf Jahre alt und weiß die Zeit deshalb so gut zu bestimmen, weil wir, als ich sechs Jahre alt war, in ein benachbartes Haus umzogen, und ich sehe noch die ganze Örtlichkeit an dem Morgen, da die Zeichnung überreicht wurde.

Der Trieb zur Kunst, der in dem einsamen Bernau über mich kam, und zwar so stark, daß er mich mein Lebtag nicht mehr verlassen hat, war doch angeerbt, und zwar von mütterlicher Seite. Der Großvater und auch die Brüder meiner Mutter waren Uhrenmacher; einer derselben war Uhrenschilddemaler, und in ihm lebte noch ein Rest einer nun verschwundenen Bauernkunst, die in ihrer Primitivität weichen mußte vor dem modisch städtischen Kunstgewerbe, das seine Schnörkel in alle Dörfer hinein renaissancierte; ich weiß noch ganz gut, wo schönfarbig bunte, mit Blumen bemalte Schränke mit Nußbaumfarbe überzogen wurden und man sich der Buntheit schämte, die man „Bauernfilbe“ nannte. Die Brüder meiner Mutter hatten neben der täglichen Arbeit ihre Liebhaberei; sie trieben Künste, das heißt sie musizierten und hatten Freude am Gesang. Der Uhrenschilddemaler malte für die Bauernstuben Tafeln auf Glas mit Ölmalerei auf die Rückseite; sie mögen so schlecht gewesen sein, wie sie wollen — es war immerhin Kunstübung und Handarbeit und hat den Zusammenhang mit der Kunsttätigkeit im Volke wachgehalten, den die fabriktionsweise hergestellten Farbdrucke niemals ersetzen können. Ein Onkel beschäftigte sich mit Astronomie, das heißt er machte auf seiner Drehbank eine Erdkugel, die in Grade eingeteilt und mit den Weltteilen angemalt wurde; nun wurde ein langer Tisch gemacht — eine Lampe in der Mitte war die Sonne, eine kleine vergoldete Kugel war der Mond, auf einem Drahtgestell, wie die Erdkugel auch. Durch die Umdrehung einer Kurbel kam Bewegung in die Welt, die Erde umlief die Sonne und mit ihr der Mond, der wieder um sie herumlief. Wir konnten Mond- und Sonnenfinsternisse machen. So fehlte es bei aller Bescheidenheit und Beschränktheit in der Dorfexistenz doch gar nicht an Phantasieanregung, und meine spätere Liebhaberei für Kalenderpoesie hat wohl auch ihren Ursprung in diesen frühesten Tagen, in denen mir die Weltbewegung und der Lauf der



Eugen Zeller: Kinderstudie.

Zeiten so lebhaftig vorgeführt wurde, die ich gewissermaßen selbst veranlassen konnte!...

Es kam die Schulzeit. Ich habe aber immer nebenher gezeichnet, gemalt, geschnitten, gepappt und mir eine kleine Welt gezimmert. Ich wurde mir auch immer mehr bewußt, wie schön die Welt sei; ich beobachtete die Wolken, die verschiedenen Zeiten des Jahres, die das Aussehen der Gegend so ganz veränderten, lange ehe ich daran denken konnte, so etwas zu malen, ehe ich wußte, daß man so etwas vielleicht auch malen könnte. Lange Zeit hindurch träumte ich von einem Zauberspiegel, in dem ich alle die wechselnden Stimmungen, die über mein liebes Bernauertal hinzogen, festhalten könnte — und sah inzwischen alles inbezug

auf diesen Wunderspiegel hin an: genau so mußte der Spiegel es festhalten, wie ich es sah. So sah ich denn auch, als ob ich dieser Spiegel selber wäre. So möchte ich sagen, ich wurde ganz Auge, schon lange vorher, ehe ich Mittel wußte und kannte, durch die man diese intensive Sehlust einigermaßen fixieren könne. Als ich so zwölf bis vierzehn Jahre alt war, zeichnete ich viel nach allen möglichen Bildchen, die mir in die Hand kamen, die ich oft auch auf graues Packpapier vergrößerte.

Bald nachdem ich aus der Schule gekommen war, wurde ich nach Basel zu einem Lithographen in die Lehre getan. Das Sitzen gefiel mir nicht. Ich bekam Heimweh nach Bernau und zugleich

Brustschmerzen; ein Arzt riet auch, daß ich wieder nach Bernau gehe, wo es viel gesünder sei. Diese kurze Lehrzeit war aber doch nicht ganz verloren, denn vierzig Jahre später machte ich wieder Lithographien, und die Technik war mir nicht so fremd, wie sie es doch so manchem andern Maler sein mag. Für ein gutes Vorstudium halte ich es auch, daß ich später ebenfalls in Basel zu einem Anstreicher und Lackierer in Arbeit kam; manches Handwerkliche, wenn auch nur Farbenreiben, gut und sachgemäß anstreichen und lackieren lernt man da kennen, wozu auf der Akademie keine Gelegenheit ist. Gut angestrichen ist halb gemalt!

Bei einem Uhrenschildmaler in Furtwangen lernte ich wieder etwas mehr vom Malerhandwerk. Dort war ich freilich nur etwa vier Wochen Probezeit, da die Mutter die Bedingungen des Lehrvertrages nicht erfüllen konnte. Mein Vater ist vorher schon im Jahre 54 gestorben.

Nach Bernau zurückgekehrt, verschaffte ich mir Ölfarben, grundierte Pappdeckel und Leinwände und malte kleine Bildchen, meist nach Holzschnitten aus Büchern, die ich in Farbe übersetzte. Doch malte ich auch eigene Erfindungen und wagte mich auch an Porträts nach der Natur. Manche dieser Sachen verkaufte ich auch in Sankt Blasien für wenig, aber für mich damals viel Geld. Ich fing auch an, im Freien nach der Natur zu zeichnen — ich tat das so viel wie möglich heimlich — versteckte das Mäppchen, mit dem ich meist Sonntags am liebsten in den tiefsten Wald hinausging, unter der Jacke, weil die Nachbarn diese Firtlesanzereien nicht gerne sahen.

Wie und was mein eigentlicher Beruf sein sollte, wußte ich vor meinem neunzehnten Jahre noch nicht. — Die Mutter hatte ebenso wie an meinem einstigen Schiefertafelgekrizel ihre Freude an dem, was ich jetzt machte, und sie verschaffte mir großem Jubel mit aller eigenen Aufopferung so viel freie Zeit, als nur möglich, daß ich meinen Liebhabereien nachhängen konnte.

Mein nicht erlahmender Kunsttrieb fand aber

nach und nach bei Bekannten und anderen Herren der Amtsstadt St. Blasien Beachtung, und durch Vermittlung von dort, und nachdem der Direktor der Karlsruher Kunstschule, Schirmer, meine Arbeiten sehr günstig begutachtet hatte, ebneten einige Kunstfreunde und besonders der Großherzog die ersten Wege, so daß ich im Herbst 1859 in die Kunstschule aufgenommen wurde. Hiermit hören meine Anfänge der Kunst auf, und die akademische Erziehung fängt an.

Wenn ich nun zurückblicke, so finde ich, daß es doch eine gute Erziehung zur Kunst war, die ich als Vorbereitung zum eigentlichen Studium mitbrachte, und daß eigentlich nichts verloren gegangen ist, was ich mir erworben habe, wenn es auch weit vom Ziele abzuliegen schien. So viel Bilder, wie man jetzt den Kindern zur Erziehung zur Kunst vorlegen kann, hatte ich freilich nicht; vielleicht hat aber gerade dieser Mangel meinen Kunsttrieb dahin gebracht, daß ich mir selber Bilder zu machen versuchte. Durch das Vorlegen aller möglichen Bilder werden die Kinder vielleicht Kunstkenner; Künstler werden doch nur die, in denen der geheimnisvolle Trieb zur eigenen Betätigung groß genug ist, denen er gleichsam angeboren ist. Nur diese besiegen alle Hindernisse. Das ist auch gut, daß es so ist, denn dadurch wird der Kunst ihr höchstes Gut gewahrt, der Zusammenhang mit dem tiefsten Dasein, der gar oft sehr verschieden ist von dem, was sich die Schulweisheit als Kunst träumen lassen kann.

Das Behagen, das in der Ausübung einer Kunsttätigkeit liegt, ist sehr groß, und man darf wohl annehmen, daß der Künstler ein bevorzugter Mensch sei. Deshalb dürfte auch das bißchen Lebensmisere, auch wenn es oft viel ist, das zudem der Künstler mit allen andern Menschen gleichmäßig zu tragen hat, nicht zu wichtig genommen werden. Das Verkennen der Mitwelt, das ja leider hier und da auch vorkommt, dürfte auch nur dem Ehrgeiz einen Stoß geben, aber das eigentliche Wesen darf es nicht beirren.

Abend.

Der bunte Tag hat sich geneigt,
Die Nacht aus blauer Tiefe steigt;
Mir graut nun vor Gespenstern, vor den bleichen,
Die wesenlos den dunkeln Raum durchschleichen.

Komm, süßer Schlaf, schließ' meine Augen zu,
Gib den erregten Sinnen Fried' und Ruh,
Schließ' vor der Sinne Schein
Mein tiefst geheimes Sein,
Vergessenheit, in deine Arme ein.